

Forschungsprojekte : Kultur als starke Branche

Autor(en): **Hornung, René**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **17 (2004)**

Heft [7]: **Designforschung in der Schweiz**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-122396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur als starke Branche

Interview: René Hornung
Fotos: Niklaus Spörri

«Kulturwirtschaft» – so nennt man das privatwirtschaftlichen Anteil der Kultur: eine Branche, die stark wächst und Milliardenumsätze generiert. Erstmals sind im Bericht «Kultur.Wirtschaft.Schweiz» Zahlen zusammengetragen. Ein Gespräch mit Projektleiter Christoph Weckerle.

? Woher kam der Anstoss zum Bericht «Kultur.Wirtschaft.Schweiz»?

Eigentlich sind es zwei Hauptimpulse. Der erste kommt aus der Überlegung, dass die HGKZ wenig über jene Märkte weiss, in denen sich die hier ausgebildeten Designer, Künstler und Medienleute nach ihrem Studium bewegen. Der zweite Anstoss war die Erkenntnis, dass andere Länder Kulturwirtschaft inzwischen als Handlungsfeld der Politik betrachten. In der Schweiz kennen wir diesen Ansatz noch nicht. Deshalb haben wir eine vergleichende Studie durchgeführt, und sie zeigt: Das Potenzial der Schweizer Kulturwirtschaft braucht den internationalen Vergleich nicht zu scheuen. Es gibt jedoch auch Handlungsbedarf.

? Geht es also um eine Kulturpolitik als Teil der Gesamtwirtschaft?

Unsere Studie sagt: Kulturpolitik muss mehr sein als nur öffentliche Kulturförderung und die Kulturwirtschaft mit einbeziehen. Denn es ist eine Tatsache: Künstler leben immer weniger vom Staat. Diese Schnittlinie zwischen der öffentlichen Kulturförderung und der privatwirtschaftlichen Kulturwirtschaft hat uns interessiert.

? Sie arbeiten mit einem Drei-Sektoren-Modell, was ist das?

Wir unterscheiden den öffentlichen Sektor, den privaten Sektor – die Kulturwirtschaft – und den intermediären Sektor mit seinen Stiftungen, Verbänden und so weiter. Das Beispiel mag es erklären: Dozenten der HGKZ unterrichten in Teilzeit und sind dafür öffentlich finanziert. Sie arbeiten in den eigenen Ateliers aber auch auf eigene Rechnung, und ein Teil hatte oder hat auch Aufträge von Stiftungen. Die Leute switchen ständig zwischen öffentlich geförderter Kultur und der Kulturwirtschaft.

? Herausgekommen ist ein riesiger Zahlenberg. Dabei gilt die Schweiz doch als statistisches Entwicklungsland.

Die Schweizer Statistik ist in diesem Bereich Europa-kompatibel. Wir haben nicht die öffentlichen Kulturgelder zu-

sammengetragen, sondern mit Beschäftigungs- und Umsatzdaten verschiedener Kulturbranchen gearbeitet. Die Schwierigkeit war nicht, an die Zahlen zu kommen, sondern eine Abgrenzung des Kulturbereiches innerhalb dieser Daten zu treffen. Ein Problem ist beispielsweise die Kleinteiligkeit der Kulturbranchen: Es gibt viele Kleinbetriebe und Einzelkämpfer. Für gewisse Branchen liegen Portraits erst in groben Zügen vor.

? Also wissen wir auch mit dem Bericht noch nicht wirklich, wie gross die Branchen der Kulturwirtschaft sind?

Das schon; nur, der Bericht ist bewusst defensiv, denn wir wollten nicht einen möglichst boomenden, aufgeblähten Kulturbereich nachweisen. Wenn wir vor der Frage standen, was gehört noch zur Kulturwirtschaft, was nicht, haben wir im Zweifelsfall gesagt: gehört nicht mehr dazu. Wir können trotzdem die Aussage machen, dass die Kulturwirtschaft im engeren Sinn mindestens 5 Milliarden Franken pro Jahr umsetzt; im weiteren Sinn sind es sogar 17 Milliarden. Mit dem defensiven Ansatz wollen wir auch verhindern, dass die Resultate falsch interpretiert werden und dass staatliche Förderung abgebaut wird, mit dem Verweis, es laufe ja privatwirtschaftlich bestens.

? Stellt der Kulturwirtschaftsbericht auch politische Forderungen auf?

Keine direkten Forderungen, aber er will zeigen, dass politische Diskussionen heute anders laufen müssen, um der Realität gerecht zu werden. Einen der Schlüsse aus dem Bericht könnte das Parlament in Bern ziehen. Es sollte umfassender über Kulturpolitik und -wirtschaft diskutieren, statt nur alle vier Jahre einmal die Pro-Helvetia-Botschaft abzusegnen. Die Politik muss lernen: Kulturpolitik ist nicht nur Geld verteilen. Es gilt die Austauschbeziehungen zwischen öffentlichem und privatem Sektor zu gestalten.

? Dazu müssten sich wohl das Kultur- und das Wirtschaftsministerium zusammensetzen. Gibt es das schon irgendwo?

Es gibt Länder, da tun sie das schon. Und das wäre auch bei uns nötig. Nehmen wir das Beispiel einer jungen Galerie, die noch wenig bekannte Künstler fördern will. Die öffentliche Hand gibt dieser Galerie kein Geld, weil sie Teil der Privatwirtschaft ist, und die Wirtschaftsförderung schiebt sie in die Kunst ab. So fallen die jungen Galerien heute zwischen Stuhl und Bank. Können sie nicht existieren, fehlen den jungen Künstlern Plattformen, um sich später in der Kulturwirtschaft ihr Einkommen zu verdienen. Eine integrierende Sichtweise erkennt die Geburtshelferfunktion einer solchen Galerie. Das sind engste Beziehungen zwischen öffentlichem und privatem Sektor. Kulturpolitik kann in diesem Fall Strukturpolitik sein.

? Gibt es dafür schon konkrete Vorbilder in anderen Ländern?

Dänemark oder Schweden zeigen, dass der Einbezug der Kulturwirtschaft und des Designs in die Innovationsprogramme positive Impulse gibt. Ein gutes Beispiel ist auch Nordrhein-Westfalen. Seit dem Zusammenbruch der Kohleindustrie wurde dort die Kultur strategisch bearbeitet. Dort helfen Wirtschafts- und Kulturministerium gemeinsam Designern, Modelabeln, Galerien und so weiter zum Start. In der Schweiz sind solche Überlegungen noch selten. Ausnahmen sind etwa die Pro Helvetia und das Migros Kulturprozent, die sich beide schon konkret überlegen, dass neben der bisherigen Autorenförderung auch die Verlagsförderung wichtig ist.

? Sie sagen, die Kulturschaffenden stünden im Zentrum und reden jetzt aber von der Verlagsförderung?

Mit bestimmtem Grund: Nur eine vielfältige Verlagslandschaft garantiert dem Schriftsteller ein Auskommen. Verlagsförderung hat eine kulturpolitische Komponente, denn ein Schriftsteller will ja nicht nur Kunst machen, sondern auch davon leben. Solche Ansätze müssten längst ein Thema sein, bevor man von Marktversagen spricht.

? Führt das nicht zum Streit? Junge Schreiber wollen doch das Geld für sich.

Es geht ja nicht darum, die Schriftsteller nicht mehr zu fördern – im Gegenteil, wir weisen in unserer Studie auf die Wichtigkeit aller drei Sektoren hin. Es ist eine Tatsache, dass die Schweiz eher ein Defizit bei Überlegungen zur Kulturwirtschaft und nicht zur öffentlichen Förderung hat.

? In der öffentlichen Kulturförderung sind wir also gar nicht so schlecht?

Unsere föderalistischen Strukturen und ein ausgeprägtes Stiftungswesen bieten vergleichsweise viele Möglichkeiten. Aber die Mittel der öffentlichen Förderung werden wie überall in Europa auch hier immer weniger. «Nicht nur Subventionen fordern, sondern auch Branchenstrukturen fördern», lautet deshalb unser Ansatz.

? Wie steht es eigentlich mit dem Design? Diese Branche ist sehr komplex, es gibt hier viele unklare Grenzen: was gehört dazu, was nicht? Sind Architekten nun Designer oder nicht? Wie schätzt man den Design-Anteil einer Swatch? Die Statistik führt einen sehr veralteten Designbegriff, viele neue Berufe sind nicht erfasst. Dennoch haben wir für die Designwirtschaft einen Umsatz errechnet, der nahezu so gross ist wie die gesamte Kulturwirtschaft. Das Potenzial ist viel versprechend, es ist hier jedoch noch theoretische Arbeit zu leisten.

? Stehen präzisere Zahlen in einem der nächsten Kulturwirtschaftsberichte?

Design sitzt genau auf der Schnittstelle zwischen Kunst und Wirtschaft. Design muss in einem nächsten Kulturwirtschaftsbericht ein Thema sein. Bereits wissen wir, dass

Kommunikations- oder Branding-orientiertes Design umsatzmässig sehr viel bedeutender ist als Industriedesign. Wir fordern deshalb dazu auf, hier weiter zu arbeiten. Künftig sollen auch die Berufsverbände mitziehen.

? Bevor eine nächste Studie startet: Was passiert mit den aktuellen Resultaten?

Der Bericht will unter anderem die Debatte um das Kulturförderungsgesetz des Bundes beeinflussen, denn dort ist primär von öffentlicher Kulturförderung die Rede. Die Austauschbeziehungen mit der Kulturwirtschaft werden nicht angesprochen. Verbände nutzen die Zahlen, und es gibt Regionen, die sich von der Kultur Impulse versprechen. Auch dort kann die Studie Ansätze liefern, obwohl wir uns von der Argumentationskette der Umwegrentabilität distanzieren.

? Weshalb? Wegen der Schlussfolgerungen. Die Umwegrentabilitäts-Argumentation endet – bewusst etwas verkürzt – meist in Thesen wie zum Beispiel: Man muss die Oper fördern, weil die Leute zuvor noch zum Coiffeur gehen. Die Studie nimmt die Künstler viel ernster. Wir sagen: Die arbeiten in wichtigen Branchen, die brauchen keinen Coiffeur als Argumentationshilfe für die Förderprogramme.

? Die Politik argumentiert aber oft so beispielsweise im Sportbereich wird so gerechnet. Das ist ja auch in Ordnung, aber dieser Ansatz ist für den Kulturbereich nicht angemessen.

? Was sagt man eigentlich im Bundesamt für Kultur zum Kulturwirtschafts-Ansatz?

Dort hat man das Interesse an dieser international vergleichenden Studie registriert. Jetzt muss man das Thema den Politikern nahe bringen und mit Blick auf das Kulturförderungsgesetz an Köpfen festmachen.

? Wird den Leuten ein Licht aufgehen? Schon verschiedene Dach- und Branchenverbände baten um Erklärungen zur Studie. Kulturmanager und Kunstmarkt diskutierten darüber. Und einige regionale oder lokale Wirtschaftsförderer haben die Bedeutung der Kulturwirtschaft erkannt. Nur bei den öffentlichen Kulturstellen ist noch Zurückhaltung zu spüren. •

Christoph Weckerle

Christoph Weckerle ist Koordinator für Forschung und Entwicklung an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich (HGKZ) und leitet das Bologna-Reformprojekt, mit dem die Bachelor- und Master-Ausbildung eingeführt wird. Weckerle ist in der Kulturpolitik international gut vernetzt. Er arbeitete zuvor an Projekten des Nationalfonds, an der Uni in Wien und für den Europarat.

Kultur. Wirtschaft. Schweiz

Der Bericht «Kultur. Wirtschaft. Schweiz» wurde finanziert durch die Förderagentur für Innovation des Bundes KTI, das Bundesamt für Kultur, das Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst der HGKZ und vom Design-Netzwerk. «Kultur. Wirtschaft. Schweiz», Hg. Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. Christoph Weckerle, Michael Söndermann. Zürich 2003, 80 S., CHF 45.–, verlag@museum-gestaltung.ch

Schweizer Kulturwirtschaft

Die Schweizer Kulturwirtschaft wird stark unterschätzt. Rund 8700 steuerpflichtige Unternehmen mit 82000 Beschäftigten erzielten im Jahr 2000 in den Teilmärkten Musik, Buch, Kunst, Film und darstellende Kunst einen Umsatz von 17 Milliarden Franken. In diesen Zahlen nicht enthalten sind die Teilmärkte Design und Software/IT. Bemerkenswert sind vor allem die überdurchschnittlichen Wachstumszahlen.

